

## REZENSIONEN

HARTWIG BESELER und HANS ROGGENKAMP, *Die Michaelskirche in Hildesheim*. Berlin 1954, Gebr. Mann. 4° 181 S., 6 T. und 50 Abb. im Text, 40 Kunstdrucktafeln. DM 50. - .

Von den nach dem Kriege in großer Zahl erschienenen Monographien über wichtige Kirchenbauten des Mittelalters ist dieses Buch eines der bedeutendsten. Das gilt sowohl im Hinblick auf die ausgezeichnete wissenschaftliche Bearbeitung als auch auf die klare und übersichtliche Darstellung und schließlich für die großzügige Form der Veröffentlichung. Der umfangreiche Text wird durch anschauliche Zeichnungen und eine große Zahl von vielleicht nicht immer ganz glücklich gewählten Fotos ausreichend illustriert. Man möchte dem stattlichen Buch eine weite Verbreitung wünschen, die aber leider durch den außergewöhnlich hohen Verkaufspreis erschwert werden dürfte.

Beseler hatte für seine baugeschichtlichen Untersuchungen den aus dem Ruinzustand der Kirche erwachsenen Vorteil, dem Bauwerk gleichsam „in die Eingeweide schauen“ zu können. Seine wichtigste Feststellung besagt, daß die Westkrypta - nach Abzug der barocken Abarbeitung der Stützen von eckigen in runde Pfeiler - mitsamt ihrem Umgang einschließlich der inneren Wandnischen und der äußeren Strebepfeiler und des westlichen Säulenportals noch aus der Bauzeit Bischof Bernwards stammt (Grundsteinlegung 1010, Kriptenweihe 1015, Gesamtweihe 1033). Soweit es sich dabei um das Äußere des Umgangs handelt, fragt man sich, wie es geschehen konnte, daß nicht schon früher die Gleichartigkeit seines so merkwürdig geschichteten und verzahnten Mauerwerks mit dem bereits immer für bernwardinisch gehaltenen Teile, etwa der Treppentürme, gesehen wurde. Das Raummotiv des von einem ringförmigen Stollen umgebenen, halb unterirdischen Sacellums kommt uns heute nicht mehr so exzeptionell vor, nachdem immer mehr Vorstufen dazu aus bereits karolingischer Zeit bekannt geworden sind. Der formale Zusammenhang mit S. Martin in Tours verliert dadurch an Bedeutung. Das verwandtere französische Beispiel ist die etwa gleichzeitig errichtete Krypta der Kathedrale von Auxerre. In Hildesheim vermischt sich das Westchormotiv in einzigartiger und ganz unfranzösischer Weise mit Westwerk-Reminiszenzen und erreicht damit sowohl für den Grund- wie für den Aufbau eine Komplizierung des Raumgefüges, wie sie für die ottonische Baukunst auch sonst nachzuweisen ist. Man vergleiche nur die fast gesucht komplizierte Raumanordnung der Ostpartie und des Westwerks der Münsterkirche in Essen. Bisher hatte man die Michaelskirche unter Verkennung dieses Tatbestandes allzu einseitig nur auf ihre große innere Symmetrie und die Folgerichtigkeit des zugrunde gelegten quadratischen Schematismus hin interpretiert. Aber gerade die große Verschiedenheit von Ost- und Westchor - wobei immer noch der aus alter karolingischer Tradition stammende Überhang des Westchores besteht - verleiht dem Bauwerk erst seine liturgisch bedingte Glaubwürdigkeit.

Was die völlige Symmetrie der Querhäuser in St. Michael anbelangt, so scheint sich von hier aus auch ein neuer Zugang zur Deutung der überlieferten Darstellung

der Abteikirche von Centula zu eröffnen. Die gleiche Symmetrie dort kann, nachdem sich der Gesichtskreis karolingischer Baukunst so sehr erweitert hat und darin Vergleichbares nicht besteht, kaum noch für karolingisch gehalten werden, zumal wir von einem Umbau der Klosterkirche in der 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts wissen. Die untergegangene Handschrift des Hariulf mit der Kirchendarstellung, auf die sich der Stich von Petau von 1613 bezieht, war bekanntlich um 1100, also nach dem Umbau entstanden. An der Effmannschen Rekonstruktion des Gründungsbaues von Centula hatte bereits J. Hubert Bedenken angemeldet.

B. weist nach, daß die unteren mit Wandnischen verzierten Mauerteile der Westchorwände, hinter denen sich ein zweites Umgangsgeschoß von geringer Höhe befand, noch aus der bernwardinischen Anlage stammen. Auch der Mittelschiffobergaden kann als ursprünglich angesehen werden, womit die Frage nach einstigen Seitenschiffemporen negativ beantwortet ist. Ob die Vierungen, deren Bögen ihren Wechsel von roten und weißen Steinen übrigens einem Anstrich verdanken, flach gedeckt waren oder sich zum Vierungsturm hin öffneten, war nicht mit Sicherheit auszumachen. B.'s Hinweis auf den offenen Westwerkturm in Corvey ist kaum aufrecht zu halten, da nach dem neuesten Stand der Corvey-Forschung hier eine Decke zwischen Johannistor und Turm angenommen werden muß. Von dem bereits im 17. Jahrhundert abgebrochenen Hildesheimer Ostchor waren die Fundamente schon mehrere Male freigelegt worden, zuletzt 1946/47. Das Aufgehende war aus alten Ansichten der Kirche bekannt. Vermauerte Emporenzugänge lassen erkennen, daß die Nebenapsiden zweigeschoßig angelegt waren, ein merkwürdiger Aufbau, dem wahrscheinlich auch eine Geschoßteilung des nur 2,90 m tiefen Chorvorjoches entsprach. Bei der Ostpartie als letztem Bauabschnitt kann B. auch sonst ein Erlahmen der Gestaltungskraft nachweisen, da z. B. die oberen Wandpartien der Querhausarme in Bruchsteinmauerwerk verblieben sind und nicht mehr mit Quadern verblendet wurden. Außen war der Bau von einem einheitlichen Sockelgesims umzogen. Die Hervorhebung der Querhausecken durch steil und flach abgeschrägte Pilastersockel, ohne daß es zur Ausbildung von Eckpilastern kommt, begegnet in dieser Zeit häufiger, z. B. bei allen Bauten Bischof Meinwerks in Paderborn.

An den äußeren und inneren Seitenschiffswänden waren Fenster und Türen von 12 Blendarkaden eingefast, denen 9 Mittelschiffsarkaden und 10 Obergadenfenster entsprechen. Durch eine solche mehrfache Achsenverschiebung erhält die Raumstruktur etwas Fließendes, was sich auch aus dem so ungreifbaren Breitenverhältnis zwischen Mittel- und Seitenschiff bekundet. Nachdem die jüngsten Forschungen zur ottonischen Baukunst in Sachsen gezeigt haben, daß das gruppierende Motiv des einfachen Stützenwechsels mit Überfangbogen bereits beim Neubau des Halberstädter Domes nach 965 klar ausgebildet war und sofort Schule machte (Drübeck und Zyllflich um 1000), gewinnt St. Michael eine besondere Bedeutung durch die Umwandlung dieses Systems in daktylische Stützenfolge, was bei Wegfall des Überfangbogens wiederum im Sinne einer Lockerung der Raumstruktur sich auswirkt. Bei der Frage nach Entstehung und Bedeutung der bipolaren Kirche, die im Karolingi-

schen nicht nur sporadisch auftritt, wie B. meint, sondern in zahlreichen Monumentalbauten Anwendung fand (St. Gallen, Fulda, Paderborn Salvatorkirche, Echternach, Besançon Kathedrale, Köln Dom, Reims S. Remi, Nivelles) hätte B. auf die Behandlung dieses Problems durch A. Schmidt, Westwerke und Westchöre, Diss. Msc. Göttingen 1950, und J. Hubert in seinem wichtigen Aufsatz: *Les cathédrales doubles et l'histoire de la liturgie*, in „Atti del primo congresso internazionale di studi langobardi“, Spoleto 1951, eingehen können. – Die spärlichen, aber wichtigen Anhaltspunkte für die Kreuzganganlage des 11. Jahrhunderts hätte man sich in Zeichnung oder Foto dargestellt gewünscht.

Man ist überrascht zu erfahren, wieviele Verstümmelungen und Substanzerneuerungen das einzigartige Bauwerk seit dem 17. Jahrhundert durchgemacht hat: Abbruch des Ostchores, des westlichen Vierungsturmes, der Längsgurten der westlichen Vierung, des süd-westlichen Querhausarmes, des nach 1200 eingezogenen Gewölbes im Westchor und Westtransept, der nach 1193 in der Vierung errichteten Kryptenpartie, des nördlichen Seitenschiffes und der südlichen Chorschranke. Unter Berücksichtigung aller dieser Eingriffe gewinnt die inzwischen vollzogene Wiederherstellung der auch noch im letzten Kriege schwer mitgenommenen Kirche und ihre weitgehende Rückführung auf den bernwardinischen Urzustand eine besondere Rechtfertigung. Die gründlichen baugeschichtlichen Untersuchungen Beselers haben dafür eine wesentliche Voraussetzung geschaffen.

Die Ausstattungsstücke der Kirche werden in dem Buch nicht behandelt. Zu der von B. vertretenen Ansicht, daß die Bronzetüren von vornherein für den Dom bestimmt waren, bringt die ausführliche Auseinandersetzung R. Wesenbergs mit diesem Problem (in seinem Buch über die Bernwardinische Plastik) eine beachtenswerte Antithese, für die B.'s Seitenschiffrekonstruktion selbst die Voraussetzungen geliefert hat. W. glaubt, daß die Türflügel ursprünglich getrennt an den beiden südlichen Seitenschiffsportalen von St. Michael aufgehängt waren.

Im 2. Teil des Buches referiert H. Roggenkamp als Architekt über „Maß und Zahl“ an dem Bauwerk, um „einen verständigen Blick in ein unbekanntes Kapitel der Entwurfsarbeit an St. Michael zu gestatten“. Mit größter Akribie hat er die geheimen Gesetzmäßigkeiten aufgespürt und in für den Laien nicht immer leicht lesbaren Zeichnungen anschaulich zu machen versucht. Er interpretiert sie überzeugend als eine ideologische Mathematik, bei der eine Wechselbeziehung zwischen Harmonie und Zahl besteht. So hatte sie auch Bischof Bernward als Bauherr selbst in seinem „*Liber mathematicalis*“ verstanden. Dem Architekten des 11. Jahrhunderts war die antike Wissenschaft von der Baukunst bzw. ihren Maßverhältnissen aus Vitruv-Abschriften bekannt. In Hildesheim besaß der 1. Abt Goderamus sogar eine solche Handschrift. Ihre Auswirkung auf den Bau von St. Michael erkannt zu haben, ist das Verdienst von H. Roggenkamp. – Bei einem Fußmaß von 32,5 cm kann R. geradezu verblüffende ganzzahlige wie auch dezimalzahlige Reihen aufstellen, nach denen Länge, Breite und Höhe einzelner Raumteile wie des ganzen Baukörpers sich ordnen. So sind z. B. die Raumabschnitte des Querhauses von einem Ende zum anderen 5, 10,

20, 30, 20, 10, 5 Fuß breit, während die Raumzäsuren auf der „Seelenachse“ der Kirche, d. h. von West nach Ost sich mit den Fußzahlen 56, 35, 84, 35, 20 decken, mit zunächst scheinbar willkürlich gewählten Zahlen, die sich jedoch als dem Tetraeder zugeordnete numeri solidi erweisen. Dabei sind die bei der praktischen Bauausführung unvermeidlichen Ungenauigkeiten durchaus mitberücksichtigt. Sie sind erstaunlich gering. – Die beachtlichen Forschungsergebnisse R.'s dürften dazu anregen, auch andere bedeutende Bauwerke des Mittelalters nach der gleichen Methode zu untersuchen.

Hans Thümmler

PETER ANSELM RIEDL, *Die Heidelberger Jesuitenkirche und die Hallenkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts in Süddeutschland*. Heidelberger kunstgeschichtliche Abhandlungen, herausgegeben von Walter Paatz, neue Folge, Band 3. Heidelberg 1956, Carl Winter, Universitätsverlag. 264 S. mit 44 Textabb. und 51 Abb. auf 29 Tafeln, DM 29,80.

Die in zwei Bauabschnitten 1711 – 1723 und 1749 – 1759 errichtete Heidelberger Jesuitenkirche wurde bisher nur im badischen Inventarwerk von Adolf v. Oechelhaeuser 1913 eingehend beschrieben. Jedoch fehlen dort von ihr exakte zeichnerische Aufnahmen und auch die archivalischen Unterlagen waren nur zum Teil für die Baugeschichte herangezogen worden. Daher war es eine verdienstvolle Aufgabe, der sich P. A. Riedl zum Zeitpunkt ihrer durchgreifenden Innenrestauration 1953 – 1954 unterzogen hat, die längst ausstehende Monographie über diese Kirche zu liefern und für die Bauaufnahme seine zeichnerischen Fähigkeiten unter Beweis zu stellen, wenn auch das Ergebnis seiner Arbeit, die aus einer Heidelberger Dissertation hervorgegangen ist, nicht in allen Punkten befriedigen kann, zumal der Verfasser nicht mit den dafür erforderlichen technischen-konstruktiven Problemen völlig vertraut ist.

So vermißt man in der sehr ausführlichen Baubeschreibung, die u. a. sogar Steinchnitt und Werksteinbearbeitung sowie Baumaterial und -konstruktionen einbezieht, eine Behandlung des Dachwerkes, das auch im Längs- und Querschnitt (Textabb. 3 u. 4) nur mit seinen Umrißlinien angedeutet ist. Dieser Dachwerkentwurf (Mansarddach mit doppelt liegendem Stuhl und drei Hängesäulen) galt zu seiner Zeit als eine beachtliche Konstruktion und die Werkzeichnung war sogar Balthasar Neumann bekannt, der diese dem Nürnberger Architekturtheoretiker J. J. Schübler zur Aufnahme in dessen „Zimmermanns-Kunst“ vermittelt hat. (Vgl. H. Reuther, Johann Jacob Schübler und Balthasar Neumann, in: „Mainfränk. Jahrbuch f. Geschichte u. Kunst“, Bd. 7, Würzburg 1955, S. 345 ff.). Verdienstvoll ist der Rekonstruktionsversuch der Jesuitenkirche nach dem ursprünglichen, 1712 von Adam Breunig geschaffenen Ausführungsgrundriß (S. 94 – 97, Textabb. 13). Bei der Rekonstruktion des Turmes wählt der Verfasser als Vorbilder Antonio Petrinis Würzburger Stifthauger-Kirche und Georg Dientzenhofers ehem. Jesuitenkirche St. Martin in Bamberg. Da A. Breunig ein Schüler A. Petrinis war, kann man sich hier sowohl für das Stilistische als auch das Architektonische seiner Auffassung anschließen.

Im zweiten Teil seiner Arbeit vermittelt der Verfasser einen Überblick über die